

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

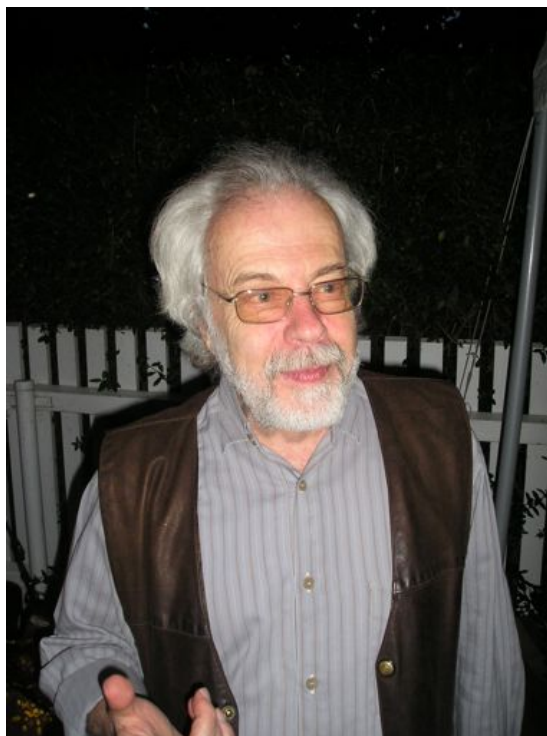
Herr Amborn, in welchem Milieu sind Sie groß geworden?

Ich komme, wie wohl viele Ethnologen, aus einem Pfarrhaus. Als Schüler habe ich mein Abitur nicht bis zum Ende durchgezogen, sondern aus verschiedenen Gründen abgebrochen, um eine Ausbildung als technischer Zeichner zu machen. Nachdem die Lehre abgeschlossen war, unternahm ich meine erste größere Reise und als ich zurückkam, holte ich das Abitur nach. Anschließend machte ich noch eine Ingenieursausbildung. Zur Ethnologie kam ich erst mit etwa dreißig Jahren.

Geboren wurde ich 1933, in Braubach. Mein Vater hatte im Dritten Reich ein Disziplinarverfahren am Hals und wurde von dort in ein kleines Nest in Rheinhessen versetzt. Dort lernte ich laufen, meine Jugend verbrachte ich jedoch in Offenbach am Main. Ich habe noch zwei ältere Schwestern und einen älteren Bruder.

Wie muss man sich Ihr Elternhaus vorstellen? War es eine geistesfreundliche Umgebung?

Einerseits ja, andererseits muss man auch die Zeit berücksichtigen: Mein Vater wurde permanent von der Gestapo überwacht, was die anderen Einflüsse natürlich schon etwas reduzierte. Doch es gab durchaus auch freie Momente.



Welche Literatur lasen Sie als Kind? Was waren Ihre Interessen?

Zum Lesen kam ich erst relativ spät. Ich habe als Kind eine Streetgang gegründet, das war schon etwas rau und im Nachhinein betrachtet vielleicht auch eine Art Gegenreaktion auf die ständige Polizeipräsenz. Damals habe ich das freilich nicht so stark reflektiert. Ansonsten waren meine Interessen recht klassisch: Ich las Karl May und hatte - was sicherlich auch ein wenig prägend war - eine Liebe zur Wüste sowie ein Faible für den Orient. Es gab bei mir schon sehr früh diese Träume, in die Ferne zu schweifen. Das wurde eventuell auch dadurch angeregt, dass mein Vater der ganzen Familie vor dem Einschlafen immer vorlas – das waren oft Missionarsberichte, beispielsweise über Neuguinea, das fand ich natürlich immer ganz spannend.

Haben diese Geschichten auch den beruflichen Weg Ihrer Geschwister geprägt?

Eine meiner Schwestern ist Lehrerin geworden, die andere brach ihr naturwissenschaftliches Studium ab, als sie heiratete. Mein Bruder ist Arzt geworden, er war allerdings der musischste von uns Kindern. Mit zehn Jahren hat er schon Orgel und Klavier gespielt, während ich mich eher gegen den Musikunterricht sträubte, da ich die Klavierlehrerin nicht mochte.

Hatten Ihre Eltern eine Vorstellung davon, welchen Beruf Sie ergreifen sollten?

Nein, eigentlich nicht. Klar, meine Mutter war natürlich überhaupt nicht erfreut darüber, dass ich die Schule abbrach. Mein Vater erlebte es auch noch - er ist kurz darauf gestorben - und sah das eigentlich ganz gelassen. Ich verließ die Schule ja auch nicht ganz freiwillig, sondern wegen meiner Aufmüpfigkeit wurde es mir, sagen wir mal, nahe gelegt. Heute würde man sagen, dass ich deshalb gemobbt worden bin, denn der Direktor, der mir eigentlich recht wohl gesonnen war, meinte zu mir, es sei das Beste, wenn ich ginge. Das war 1952, zu Beginn der Unterprima, also schon

ziemlich am Ende der Schulzeit. Es kamen auch andere Gründe dazu, etwa dass mein älterer Bruder trotz eines abgeschlossenen Medizinstudiums keine Anstellung fand. Er war zwar Assistenzarzt, aber ohne Einkommen. Solch wirtschaftliche Aspekte führten auch dazu, dass ich dachte, so etwas tue ich mir nicht an, lieber verdiene ich mein eigenes Geld.

Wie kamen Sie dazu, eine technische Ausbildung zu machen?

Ich hatte schon immer ein ziemliches Interesse an Technik, das begeisterte mich schon sehr früh. Auch heute ist es nicht ganz weg – ich bin nach wie vor im Verein Deutscher Ingenieure. Damals war die Ausbildung zum technischen Zeichner eine ganz normale Lehre. Danach bin ich, wie gesagt, erstmal weggefahren. Es war neben der Begeisterung für das Technische ja schon immer mein Traum, aus allem mal raus zu kommen. Das Fernweh hatte mich sehr früh gepackt und spielte zweifellos eine Rolle dabei, dass ich später zur Ethnologie kam.

Wohin ging Ihre erste große Reise?

Zuerst einmal trampelte ich 1955 nach Italien, zu einer Zeit, als alle sagten, fahr da um Gottes Willen nicht hin – also lange vor der ersten Reisewelle, als man an den Gardasee fuhr. Später reiste ich für eineinhalb Jahre Richtung Osten, Vorderer Orient, und hatte eigentlich vor, zu den Tuareg in die Wüste und von dort nach Osten zu fahren. Damals war das nicht möglich, auch heute wird das schwierig sein. Also ging es über die Türkei nach Syrien, in den Irak und bis nach Indien. Im Irak habe ich auch gearbeitet und mir das Geld für die Weiterfahrt verdient – das ist der Vorteil, wenn man eine technische Ausbildung hat. Die Erfahrungen, die ich dort auf der Baustelle jenseits der deutschen Entwicklungshilfe sammeln konnte, waren auch recht nützlich für mein weiteres Denken.

Wie planten Sie diese Reise?

Ich stellte mir eine sehr gute Ausrüstung zusammen und versuchte, mich relativ gründlich vorzubereiten. Ich lieh mir Literatur aus der Stadtbibliothek - insofern das in Offenbach möglich war - und hatte auch eine Reihe Sprachführer dabei. Während der Reise ließ ich mich auch eine Weile in Jerusalem nieder, wo ich etwas Arabisch lernte, wovon ich viel vergessen habe, da ich die Schrift nicht beherrschte. Der eigentliche Kontakt mit einer anderen Kultur fand aber in Indien statt. Mit dem Vorderen Orient kam ich gedanklich noch recht gut klar. Aber Indien war für mich doch sehr fremd, ich hatte das Gefühl, nichts zu verstehen – das hat mich sehr gestört! Somit hatte ich meine erste Fremdheitserfahrung dort, das war vielleicht auch einer der Gründe, warum ich später in die Ethnologie ging. Das geschah bei mir ja nach und nach, ich hatte in diesem Sinne kein Schlüsselerlebnis. Damals war ich, bevor ich für etwa ein halbes Jahr in Indien reiste, auch für längere Zeit in Pakistan, im Karakorum in Gilgit, wo ich aufgrund einer fehlenden Genehmigung für die Weiterreise festsaß. Das war aber nicht weiter schlimm, denn ich wurde in der Offiziersmesse untergebracht, was auch den Vorteil hatte, dass ich die gut bestückte Bibliothek nutzen konnte. Sie war von den Engländern erstellt worden und enthielt eine Menge Informationen über dieses Gebiet, sodass ich mich in die Materialien vertiefen konnte.

Gab es neben dem Fernweh und der Lust an Abenteuern noch weitere Gründe für Ihre Reise?

Ja, es war schon mehr als das. Ich hatte auch einen Unmut gegenüber unserer Gesellschaft, mich störte dieses Konsumverhalten bereits damals sehr. Es war schon ein wenig die Tendenz des Aussteigens dabei, obwohl ich nicht aussteigen wollte, sondern reisen. Hinzu kam ein Interesse, das durch Bücher, die ich gelesen hatte, geweckt worden war: Sowohl Abenteuer, als auch Wissensdurst; der Wunsch, etwas Anderes kennen zu lernen.

Wie war die Reaktion Ihrer Familie auf Ihr Vorhaben – unterstützend oder abweisend?

Mein Vater war ja schon verstorben, doch er wusste eigentlich immer, dass ich das mal vorhabe. Für meine Mutter versuchte ich, mir im Vorfeld irgendwo im außereuropäischen Ausland einen Job zu organisieren, was glücklicherweise nicht geklappt hat. Es beruhigte sie jedoch, dass ich während der Reise einen Zwischenhalt in Jerusalem einlegte, wo ich beim deutschen Probst wohnte und ein wenig für meine Unterkunft arbeitete. Seine Kirche war im Krieg beschossen worden und ich maß den Dachstuhl für einen Wiederaufbau aus.

Können Sie kurz Ihre Reiseerfahrungen im Irak schildern?

Dort habe ich, wie gesagt, zum Teil gearbeitet, um meine Weiterreise zu finanzieren. Auf der unter deutscher Leitung stehenden Baustelle hatte ich erstmals Erfahrungen mit Auslandsprojekten sammeln können, die mir später als

Interview vom 04.07.2008, geführt am Institut für Ethnologie in München (Freigabe durch Hermann Amborn am 28.01.2011)

Transkription: Ulrike Dreyer, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Ethnologe zur kritischen Betrachtung von Entwicklungsprojekten von Nutzen waren. Ich verdiente recht gut und vor Ort war man froh, dass ich kam. Damals war es ja sehr schwierig, Leute zu finden, die im Ausland arbeiten wollten und am Ende war es für mich auch nicht leicht, von dort wieder loszukommen. Es ging dann aber doch weiter, es war ja nur eine von mehreren Stationen auf meiner Reise.

In Indien wurde ich dann irgendwann des Reisens überdrüssig – man muss sich vorstellen, dass ich bereits anderthalb Jahre unterwegs war. Ich unternahm zwar den Versuch, noch weiter zu kommen, doch in Burma konnte man einfach nicht einreisen, das wurde alles abgeblockt. Da sagte ich mir, okay, jetzt ist es genug.

Welche Vorstellungen hatten Sie von Ihrer Rückkehr nach Deutschland? Wollte Sie in den Beruf zurück oder gab es andere Pläne?

Ich hatte mir schon während der Reise überlegt, dass ich das Abitur nachholen möchte. Als ich wieder nach Deutschland kam, hatte ich allerdings erst einmal einen umgekehrten Kulturschock: Es war Anfang Januar und über dem gesamten Rhein-Main-Gebiet hing dichter Nebel. Das war wirklich deprimierend. Einen Freund von mir, mit dem ich zeitweise gereist war, erwischte es noch schlimmer, er stand für vier Wochen nicht von der Couch auf. Es war schon eine harte Umstellung, nicht nur vom Wetter her, sondern vor allem auch in Bezug auf das bürgerliche Milieu, welches ich nun wieder erlebte. Ich bemühte mich jedoch und ging zurück zu der Firma, bei der ich meine Lehre gemacht hatte. Dort konnte ich zu günstigen Bedingungen arbeiten. Parallel dazu machte ich am Abendgymnasium mein Abitur, das ich zwei Jahre später, 1959, abschloss.

Sie sagten zu Beginn, dass Sie nach dem Abitur im Ingenieurbereich studierten – wo genau?

Ich begann das Studium an der Technischen Universität in München und beendete es in Frankfurt. Eine große Enttäuschung war für mich jedoch das Unkreative des Ingenieursstudiums – ich konnte vorher in der Firma viel schöpferischer arbeiten. Während des Studiums kam es auch zum ersten Kontakt mit der Ethnologie. Im Studentenwohnheim in München traf ich auf Wolfgang Marschall, auch Professor Baumann lernte ich kurz kennen. So reifte der Entschluss, Ethnologie zu studieren. Ich brachte mein Ingenieursstudium recht zügig zum Abschluss und arbeitete noch eine Weile in einem Ingenieurbüro, um das Geld für das nächste Studium zu sammeln. Danach begann ich nicht gleich ein Vollzeitstudium, sondern hörte bei verschiedenen Veranstaltungen rein, bevor ich allmählich tiefer einstieg. Damals überlegte ich mir auch sehr genau, ob ich nicht nach Wien gehen sollte, denn dort war das Grundstudium sehr gut organisiert. Das Frobenius-Institut in Frankfurt, wo ich die ersten Erfahrungen mit der akademischen Ethnologie gemacht hatte, fand ich damals etwas muffig.

Können Sie Ihre erste Begegnung mit der Ethnologie in München beschreiben?

Der erste Kontakt war, wie gesagt, über Wolfgang Marschall zustande gekommen. Er hatte mich auch gewarnt, dass man einen dicken Hintern braucht, wenn man Ethnologie studieren wolle. Es sei kein romantisches Fach. Zu diesem Zeitpunkt, 1963, hatte ich aber keine romantischen Vorstellungen mehr, sondern wusste ungefähr, was da auf mich zukommt. Das Institut war damals noch am Deutschen Museum, Marschall und Lázló Vajda waren die Assistenten von Hermann Baumann, zudem gab es eine Sekretärin. Die Bibliothek verteilte sich auf drei Räume und es gab einen recht angenehmen Vorlesungsraum.

Wie viele Studierende gab es damals?

Im Hauptfach waren es wohl maximal fünfzehn Personen, dazu zahlreiche Nebenfächler; wie viele weiß ich nicht mehr.

Wie muss man sich die Lehre in München vorstellen?

In seinen Vorlesungen vermittelte Baumann einen breit angelegten Überblick von Afrika, wie ihn heute wohl niemand mehr bieten kann. Inhaltlich gab er das wieder, was er in seinen Schriften vertreten hat, die bekanntlich nicht unproblematisch sind. Daneben wurden Vorlesungen gehalten, etwa durch Otto Zerries vom Museum, gelegentlich auch von Herrn Kauffmann. Letzterer verstand sich als Privatgelehrter, er hielt entsetzliche Vorträge mit großartigen Bildern. Ansonsten habe ich mir viele Dinge selbst für die durchweg anspruchsvollen Seminare erarbeitet, das hat mich weiter gebracht. Einige Seminare wurden auch von Herrn Vajda begleitet, den ich wirklich loben muss. Er hat sich sehr gekümmert. Ich erinnere mich noch, wie wir mein erstes Referat gemeinsam durchgingen, auf Positives und auf Fehler abklopfen – das war ausgezeichnet! Insgesamt könnte man die damalige Lehre in München auf den Nenner bringen, dass die Stoffvermittlung mäßig war, das wissenschaftliche Erarbeiten jedoch sehr gut funktionierte.

Mitglieder Ihrer Familie wurden ja von der Gestapo verfolgt, später studierten Sie an einem Institut, wo mit Baumann und Kauffmann bekanntermaßen zwei ausgewiesene Nazis lehrten – wurde das damals in irgendeiner Form thematisiert?

Sagen wir mal so, ich habe es anfangs nicht gleich gemerkt. Später kam es ja dann zum Eklat. Ich war aber natürlich sehr früh skeptisch gegenüber Baumann und merkte allmählich, wohin seine politische Richtung lief; ebenso die von Zerries. Von Kauffmann wusste ich es nicht – erst viel später hörte ich, dass Kauffmann als Schweizer auch Nazi gewesen ist. Man muss auch sagen, dass Vadja diese Dinge etwas abgefedert hat, im positiven wie im negativen Sinn. Es sollte nicht an der Vergangenheit gerührt werden.

An Baumann stieß mir damals eher seine Abschottung auf, die aber auch mit seiner Vergangenheit zu tun hatte. Im Fach ließ er keine anderen Richtungen zu. Beispielhaft hierfür war sein Seminar über Totemismus. Von Lévi-Strauss erfuhr ich darin nichts. Er existierte für Baumann nicht. Ich selbst hatte »Traurige Tropen« in einer gekürzten Fassung gelesen und als ich den Namen des Autors erwähnte, ist Baumann wütend geworden. Als ich etwas später auch noch Sartre erwähnte, wurde ich sozusagen zum Trojanischen Pferd am Institut. Auf dieser inhaltlichen Ebene lief also anfangs die Kritik, während er seine nationalsozialistische Vergangenheit geschickt verbergen konnte – zumindest bis kurz vor Ende seiner Amtszeit.

Wie würden Sie Baumann als Mensch und Lehrenden beschreiben?

Er war an sich umgänglich, leider aber ein bisschen verschlagen. Es konnte durchaus sein, dass man mit ihm sprach und das Gefühl hatte, es sei alles in Ordnung, doch dann kam plötzlich so ein Hieb von der Seite. Dennoch war er sehr gesellig, es gab ja auch recht nette Institutsabende. Er schaffte es, eine relativ gute Atmosphäre am Institut zu erzeugen, es existierte keine aggressive oder intrigante Stimmung.

Um die Studierenden kümmerte er sich wenig und hatte auch keine Ahnung von Pädagogik. Er bot mir beispielsweise bereits im zweiten Semester eine Dissertation an, woraufhin ich zu ihm meinte, dass ich doch zuerst einmal etwas lernen müsse. Da schaute er mich ganz groß an, so nach dem Motto, dass ich ja schon in Indien gewesen sei und praktisch alles wissen müsse. Das war unverständlich für ihn, denn als er mit dem Studium begann, wusste er bereits sehr viel. Er hatte ja schon als Jugendlicher eine große Menge ethnologischer Literatur gelesen.

Auf der anderen Seite waren einige Seminare bei Baumann durchaus interessant. Er hat auch versucht, kritisch auf Aussagen der Referate einzugehen – vielleicht mehr, als das heute der Fall ist, weil es einfach viel mehr Studierende in den Seminaren gibt. Das waren oft sehr intensive Diskussionen, in dieser Hinsicht kann man ihm nichts vorwerfen.

Wie erklären Sie sich sein Interesse an einem Fach, das sich berufsmäßig dem Fremden zuwendet?

Er hatte sich nicht den Fremden zugewandt, er hat das Fremde wohl beobachtet. Ich selbst arbeitete ja ab 1965 bei dem von der DFG geförderten Projekt »Märchen und Mythen in Afrika« mit und da sagte er immer in Bezug auf die Religion, dass man nur über Religion arbeiten kann, wenn man ganz leer ist. Diese Betonung des absolut distanzierten Blickes kann man, glaube ich, auch als Kurzbeschreibung für seine Ethnologie anführen. Er hätte sich bestimmt nicht für die von ihm erforschten Leute in Angola engagiert.

Könnten Sie bitte Otto Zerries beschreiben?

Nun, ursprünglich dachte ich, dass mich Amerika als regionaler Schwerpunkt nicht interessiert. Mit Baumann hatte ich darüber gesprochen, über die Tuareg zu arbeiten, denn sie schienen mir einerseits weit genug entfernt, andererseits konnte ich dort auch mal hin fahren. Doch das so genannte weiße Afrika interessierte Baumann überhaupt nicht, also beschloss ich, mich vielleicht doch etwas mehr in eine andere Region zu vertiefen, und zwar in Lateinamerika. Die Vorlesungen von Zerries, die sich durch einen großen Detailreichtum auszeichneten, konnte man nur ertragen, wenn man wie wild mitschrieb – ansonsten wäre man sofort eingeschlafen. Er hatte durchaus ein immenses Wissen und erzählte auch keinen Unsinn, doch es war einfach eine Anhäufung von Fakten und scheinbaren Tatsachen, ohne erkennbare Verbindungslinien. Dazu muss man auch sagen, dass sowohl Zerries als auch Baumann ja eigentlich Museumsleute waren und Artefakte und Mythen letztendlich wie isolierte Schnipsel behandelten. Ich beschäftigte mich dann lange Zeit nicht mehr mit Religion.

Für Ihre regionalen Interessen gab es aber eigentlich keine Betreuung – hatte das auch Vorteile?

Freilich fand ich Afrika interessant und bekam einen generellen Überblick vermittelt. Es wäre falsch gewesen, hätte ich mich zu früh spezialisiert. In Bezug auf die Dissertation wurde ich allerdings sehr zeitig auf eine Untersuchung der

Kontakte zwischen Afrika und Indien festgelegt. Etwa ein Jahr später kam es zu meiner Mitarbeit am erwähnten Märchen- und Mythenarchiv. Baumann schlug dann vor, ich solle ein Thema zum Mond in Afrika bearbeiten, doch das konnte ich glücklicherweise nach einiger Zeit wieder aufgeben. Ich verständigte mich schließlich mit ihm über ein von mir gewähltes Thema zur Eisenverhüttung in Afrika, doch das fasste er ganz anders auf als ich und so kam es zu den ersten Spannungen.

Wer waren damals Ihre Kommilitonen?

Kommilitonen, die im Fach blieben, waren: Klaus Born, Renate Lucas, Irmtraud Stellrecht und mein verstorbener Freund Herbert Ganslmayr. Einige Zeit studierte Matthias Laubscher bei Baumann und heiratete unsere Kommilitonin Annemarie Bierbrauer. Mit Beatrix Heintze arbeitete ich zusammen an dem Projekt »Afrikanische Märchen und Mythen«. Zu Straubes Zeit kamen Gertraud Marx, Ivan Kortt, Götz Mackensen, Gunter Minker, Claudius Müller und Werner Petermann. Knapp vor meiner Promotion studierte Brigitta Hauser-Schäublin kurze Zeit in München.

Nahmen Sie damals schon an DGV-Tagungen teil?

Ja, meine erste DGV-Tagung war 1965 in Wien, alles schien damals noch sehr konservativ. Dort lernte ich auch noch Herrn Heine-Geldern kennen. Dann kam 1968, das war ein merklicher Drehpunkt. Zu dieser Zeit gab es auch die studentischen Gruppentreffen, unter anderem in Heidelberg und Göttingen.

Haben Sie auch Lehrende anderer Institute wahrgenommen?

Ich wollte eigentlich immer wechseln. Doch erstens hatte ich zu früh ein Dissertationsthema, zweitens musste ich meine finanzielle Lage berücksichtigen. Während meines Studiums hatte ich in München ja die Möglichkeit, Geld zu verdienen, indem ich Schweißerprüfungen abnahm. Ursprünglich hatte ich auch noch für die TU gearbeitet, von daher gab es eine Verstrickung, von der ich mich so leicht nicht lösen konnte.

Sie sprachen vorhin die Konflikte mit Baumann an. Worum handelte es sich dabei?

Zum einen ging es darum, dass ich versuchte, mit ihm über seine rassistischen Vorstellungen zu diskutieren. Außerdem meinte er, dass meine Dissertation in eine Richtung gehe, die er nicht gutheißen könne. Als Diffusionist vertrat er die Auffassung, dass Meroe im Sudan Ursprungsort für die Eisenzeit in Afrika sei. Ich hatte jedoch das Gegenteil festgestellt. Das lief natürlich konträr und so musste ich mir ernsthaft überlegen, das Institut zu verlassen. Da kam dann aber der Gedanke hoch, wenn ich Baumann den Rücken kehre, würde ich in der deutschsprachigen Ethnologie nie Fuß fassen können. Dies sagt einiges aus über die deutsche Ethnologie der frühen sechziger Jahre. Andere Lehrende - wie etwa Mühlmann - waren zu weit entfernt von dem, was ich machen wollte und so hätte ich ganz neu anfangen müssen. Zudem wäre ich bei Mühlmann, was seine Vergangenheit angeht, vom Regen in die Traufe gekommen. Ich liebäugelte mit der Schweiz, die für mich aber zu teuer gewesen wäre. Auch Frankreich zog mich an, vom Theoretischen her, doch ich hatte einfach Angst vor zu großen sprachlichen Problemen. Schließlich hatte ich das große Glück, dass Helmut Straube nach München kam. Bei ihm habe ich dann 1973 promoviert.

Können Sie Herrn Straube kurz beschreiben?

Zuerst einmal war er ein sehr netter und offener Mann. Er war konservativ, aber nicht reaktionär. Für andere Fragestellungen war er durchaus aufgeschlossen und mit ihm kam es - anders als bei Baumann - 1968 nie zum Eklat mit den Studenten. Man konnte mit ihm reden, während Leute wie Zerries oder auch Haberland einfach abgeblockt haben. Er hat es durchaus auch verstanden, ein gutes Verhältnis zu seinen Studenten aufzubauen und wurde als Respektsperson geachtet.

Welche fachlichen Inhalte vertrat er?

Er kam ja aus dem Frankfurter Frobenius Institut und war ein Schüler von A. E. Jensen. Ich habe gerade unter Verwendung seines Nachlasses eine Monographie¹ über die Burji Südäthiopiens herausgegeben, bei denen er in den 1950er und 1970er Jahren Feldforschungen durchgeführt hat. Aus Straubes Aufzeichnungen lassen sich unterschiedliche Auffassungen in seiner Entwicklung erkennen. Die Forschungen der fünfziger Jahre wurden noch im

¹ Hermann Amborn, Flexibel aus Tradition. Burji in Äthiopien und Kenia: Unter Verwendung der Aufzeichnungen von Helmut Straube, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden, 2009.

Sinne von Jensens Kulturhistorie durchgeführt, der zu jener Zeit den Ton angab. Straube war mit seinem damals verfassten Manuskript unzufrieden, weshalb er nochmals zu einer zweiten Feldforschung aufbrach. Sein Anliegen war es, die großen kulturhistorischen Zusammenhänge zu sehen und komplexe Ansätze zu verbinden. Große Hoffnung setzte er auf die Einbeziehung der Archäologie und der Linguistik. Damit wollte er eine neue und tragfähige Kulturhistorie aufbauen und wandte sich ab von den spekulativen Annahmen der früheren Feldforschungen. Besonders intensiv beschäftigte er sich mit der Archäologie Ostafrikas. Durch die Berücksichtigung anderer Ansätze hoffte er die Kulturen Ostafrikas und der Burji besser verstehen und in Beziehung bringen zu können. Aus heutiger Sicht ist diese Perspektive ja eher ein Auslaufmodell.

Kamen Sie während des Studiums mit der britischen oder amerikanischen Tradition des Faches in Berührung?

Nein, ich stieß vor allem auf die französische Schule. Dann kam in Arbeitskreisen die marxistische Ethnologie in die Diskussion, wie sie damals in Frankreich beispielsweise von Godelier und Meillassoux vertreten wurde. Mich interessierten die Fragestellungen, oder genauer gesagt, ich entdeckte überhaupt erst die Fragestellungen, denn so etwas gab es bei Baumann ja nicht. Er präsentierte immer nur Feststellungen. Lediglich bei Vajda fanden sich Fragestellungen, was seine Lehre auch spannender machte; er verlor sich aber im Detailwissen und blieb durch und durch Kulturhistoriker. Ich selbst begann unter dem Einfluss der französischen Tradition, geistige Zusammenhänge zu erkennen. Die britische und amerikanische Schule wurden dann erst später interessant für mich.

Wie würden Sie aus Ihrer Sicht die Entwicklung der Ethnologie in München von den Fünfzigern bis in die neunziger Jahre beschreiben?

Das ist meines Erachtens schwierig zu sagen und im Profil sehr schwer zu erkennen. In Bezug auf die Lehre hat sich jedenfalls einiges grundlegend verändert: Die Nachteile, die es beispielsweise unter Baumann noch gab, sind in dieser Form nicht mehr vorhanden. Manchmal mag man es bedauern, dass die Lehre inzwischen etwas verschulter ist, aber die Studenten bekommen heutzutage eine bessere Grundlage geliefert, zumindest im Grundstudium. Das muss man ehrlich sagen und hier in München funktioniert das auch sehr gut. Inhaltlich gesehen ist natürlich klar, dass durch den Tod der Kulturhistorie seit 1968 der Fokus auf andere Bereiche geschwenkt ist. Erwähnenswert ist, dass Johannes W. Raum britische und nordamerikanische Themenstellungen einbrachte. Hinzu kommt eine verstärkt geisteswissenschaftliche Betrachtungsweise, zum Beispiel wird Religion heute ganz anders aufgefasst, als es noch zu Baumanns Zeiten der Fall war.

Außerdem gibt es inzwischen die Visuelle Anthropologie, die damals vom »Trickster« - also Münchener Ethnologen außerhalb des Universitätsbetriebs - angestoßen wurde. Zweifellos eine wichtige und positive Entwicklung, die auch Eingang in den akademischen Bereich des Faches gefunden hat. Regional ist der Afrikaschwerpunkt zu nennen. Dieser erfolgreiche Wissenschaftszweig wurde inzwischen eliminiert, was unter anderem in der neuen Institutsbezeichnung zum Ausdruck kommt.

Auch meine Bemühungen dürften sowohl im Institut als auch nach außen von Relevanz gewesen sein – vor allem der Versuch, die ethische Fragestellung auf eine breitere Basis zu stellen. Auch die diskursive Handlungsforschung und deren theoretische Fundierung - Verstehensfragen von Dilthey bis hin zum *studying up* - sind in diesem Zusammenhang zu nennen.

Welche Möglichkeiten eröffneten sich für Sie nach Ihrer Promotion?

Zuerst fiel ich natürlich in ein Loch, wie es ja bei vielen Leuten nach dem Studium der Fall ist. Andererseits war die nächste Möglichkeit schon vorhanden: Es stand eine Feldforschung in Äthiopien an, die bereits vorbereitet war. Das war damals eine halbe Stelle, wobei ich dann aber länger vor Ort blieb, auch als die Stelle schon ausgelaufen war. Das Projekt war von Herrn Straube beantragt worden. Für ihn ging es um die erwähnte zweite Feldforschung bei den Burji. Gunter Minker, damals noch Student, sollte ihm assistieren. Meine Forschungen sollten einige kleinere ethnische Gruppen einbeziehen, von denen bisher nur eine von Haberland kurz besucht worden war. Nach einem Informationstreffen in Burji beschloss Straube, dass Gunter Minker und ich zusammen im Dullay-Gebiet arbeiten sollten. Wir führten dort eine relativ klassische Feldforschung durch, die mit wenigen Vorgaben versehen und relativ holistisch angelegt war. Die Schwerpunkte lagen auf Landwirtschaft und Handwerk sowie auf Sozialordnung und Religion. Es hat sich dann ergeben, dass wir recht viel linguistisches Material aufnahmen. Ich stand mit Hans-Jürgen Sasse in Kontakt, der uns eine erste linguistische Checkliste mitgegeben hatte. Dadurch sind wir etwas in die Sprache hineingekommen. Ausgerechnet ich beschäftigte mich dann eingehend mit der Sprache, wo ich doch meinen früheren Plan, in Indien zu forschen, wegen Sprachschwierigkeiten verworfen hatte. Wir - Gunter Minker und ich - haben später

mit Hans-Jürgen Sasse ein Sprachbuch² herausgegeben. So spielt einem die Wissenschaft manchmal einen Streich. Mit der Zeit wurden meine Sprachkenntnisse etwas besser, sodass ich während meiner späteren Feldforschungen in diesem Gebiet - also zwischen 1980 und 2003 - nur noch in Ausnahmefällen einen Dolmetscher hinzuzog. Selbstverständlich konnte ich dadurch bessere Kontakte gewinnen sowie besser beobachten und Situationen besser einschätzen.

1973/74 wurde in Äthiopien die Monarchie gestürzt. Das Forschungsprojekt war nun zwar zeitweise gefährdet, allerdings nicht grundlegend. Für mich war es sogar der Beginn einer diskursiven Forschung, oder einer Action Anthropology. In dieser Krisensituation mussten der Feldforscher und die befragte Bevölkerung tieferen Kontakt aufnehmen. Das hieß, mein Wissen um die politischen Prozesse und Zusammenhänge auf nationaler und globaler Ebene war gefragt, und von Seiten der Bevölkerung erfuhr ich viel über ihre Ängste und Verhaltensweisen, aber auch über ihre Erwartungen, Werte und Weltansichten. Dies war eine sehr wichtige Erfahrung für mich, rückblickend vielleicht sogar die wichtigste.

Inwiefern hat dieses Erlebnis Ihre weitere Arbeit beeinflusst?

Ich bin dadurch von einer rein analysierenden und beobachtenden Ethnologie weggekommen, hin zu einer verantwortlichen und partizipierenden Ethnologie. Diese erste Feldforschung gab den entscheidenden Impuls.

Sie haben sich erst recht spät habilitiert, 1986 in München.

Helmut Straube war kein Freund von zahlreichen Habilitationen. Er wollte erst Ulrich Braukämper habilitieren und dachte von mir, ich sei der ideale Museumstyp. Daher versuchte er, mich im Museum unterzubringen und obwohl ich mich seit meiner Dissertation zunehmend für die Feldforschung interessierte, machte ich immer ein freundliches Gesicht zu seinen Bemühungen. Eigentlich war das Museum aber nicht so ganz meine Sache. Als ich dann 1978/79 eine Zeitprofessur in Hamburg wahrnehmen konnte, fragte mich Hans Fischer, ob ich nicht dort habilitieren wolle. Ich wäre in Hamburg jedoch beinahe auch ohne Habilitation angekommen und landete auf dem zweiten Listenplatz. Da biss auch Straube an. Daraufhin stellte ich 1980 einen Antrag auf ein Habilitationsstipendium. Das bereits erwähnte Buch über die Dullay-Sprache hat mich als linguistischer Laie sehr viel Zeit gekostet. Der Tod von Straube 1984 kam natürlich erschwerend hinzu, das hat mich damals zurückgeworfen. Außerdem war ich 1983/84 für ein Jahr in Berlin, als Vertretung auf der vakanten Stelle. Und nach Straubes Tod war ich 1984/85 als Vertretung in München.

Was war Ihr Habilitationsthema?

Übergeordnetes Thema war die gesellschaftliche Arbeitsteilung. Der Fokus lag dabei auf Handwerkern in polykephalen Gesellschaften. Es ging darum, zu untermauern, dass diese Gesellschaften meinen Erkenntnissen zufolge Strategien entwickelt haben, die trotz differenzierter gesellschaftlicher Arbeitsteilung einer Hierarchisierung entgegenwirkten und Minderheiten effizient integrierten. Dies schloss auch eine Kritik an der Übertragung des Kastenbegriffes auf afrikanische Gesellschaften mit ein.

Sie kamen ja in einer turbulenten Zeit nach Berlin. Konnte man dort eine sinnvolle Lehre durchführen?

Im ersten Semester war das nicht möglich, ich war wirklich verzweifelt. Im zweiten Semester ging es dann recht gut, was mich beinahe erstaunte. Ich ging damals mit großen Bedenken in das zweite Semester, hatte dann glücklicherweise einige recht interessierte Studenten und Examenskandidaten in meinen Veranstaltungen. Gleichzeitig war das Institut jedoch sehr zerstritten und es herrschte keine angenehme Atmosphäre.

Wann bekamen Sie die Stelle in München?

Kurz nach meiner Habilitation, die ich 1986 abschloss. Zunächst war es eine zeitlich befristete C2-Stelle, schließlich wurde sie auf Lebenszeit umgewandelt.

Wer waren damals, 1986/87, Ihre Kollegen vor Ort?

Zum einen Herr Laubscher. Er setzte sich auch dafür ein, dass meine Stelle nicht mehr befristet war. Zu den Kollegen gehörten: J. W. Raum, H.-J. Paproth, K. Schubert, Barbara Frank, Thomas Bargatzky; anfangs noch L. Vajda sowie T. Höllmann, und in der Folgezeit V. Heeschen. Zuletzt kamen noch F. Heidemann und K. Beck.

² Hermann Amborn, Gunter Minker, Hans-Jürgen Sasse: Das Dullay. Materialien zu einer ostkuschitischen Sprachgruppe, Kölner Beiträge zur Afrikanistik 6, Dietrich Reimer Verlag, Berlin, 1980.

Das Münchener Institut ist ja eines der größten in Deutschland – gab es so etwas wie einen Konsens unter den Lehrenden oder waren das eher fünf Individualisten?

Ich versuchte die Kollegen dazu zu animieren, im Rahmen eines Oberseminars Gemeinsamkeiten in den verschiedenen Zugängen herauszuarbeiten, was meines Erachtens zwei Semester lang auch recht gut lief. Gerne hätte ich das weiter verfolgt, doch war es neben der normal anfallenden Arbeit natürlich ein großer Aufwand und einige der Leute sahen darin nicht unbedingt eine Notwendigkeit. Inzwischen ist es eher eine Art Vortragsreihe geworden.

Wie würden Sie denn jetzt, als Emeritus, das damalige Münchener Institut beschreiben?

Das Besondere an München ist die Vielfalt; man hat versucht, sich im Kollegenkreis nicht auf die Füße zu treten. Dazu kommt die entspannte Arbeitsatmosphäre, das ist meiner Meinung nach - auch im Vergleich zu anderen Instituten - sehr viel wert. Inhaltlich lag das Schwergewicht auf Afrika, und die Münchener Forschungen konnten sich auch international Gehör verschaffen. Seit dem Wintersemester 2008 gibt es am Institut allerdings keine Afrikaforschung mehr.

Wie ließe sich das Münchener Institut der achtziger Jahre in die bundesdeutsche Fachlandschaft einordnen? Wie bewerten Sie den Einfluss in der DGV?

Ich denke, dass es sich sehr schwer einordnen lässt, gerade in der Zeit zwischen dem Tod Straubes und 1990. Neben dem erwähnten Schwerpunkt Afrika gab es stets ein umfangreiches Angebot an Lehrveranstaltungen, besonders auf regionalem und religionsethnologischem Gebiet. Dies zeigt sich auch am breiten Spektrum der Dissertationen, unter denen auch wichtige theoretische sowie musische Beiträge zu finden sind. Was die DGV betrifft, Matthias Laubscher hatte dort zeitweise den Vorsitz. Herr Raum war zweiter Vorsitzender. Ich selbst war viele Jahre Sprecher der AG Ethik in der DGV, die mehrfach in München Tagungen veranstaltete.

Von welchen Studierenden oder Doktoranden würden Sie sagen, dass Ihr Einfluss für deren Entwicklung prägend war?

Nun, da fällt mir zunächst Andreas de Bruin ein, der bei den Pädagogen aufgrund einer aktionsethnologischen Untersuchung die Professur ohne Habilitation bekommen hat und momentan Prodekan ist. Er forschte zu jugendlichen Schulabbrechern, die teilweise recht schwierig und mitunter auch kriminell waren. Daher versuchte er, sie zur Mitarbeit zu bewegen und erzielte dabei große Erfolge. Die Ergebnisse brachte er in seine Arbeit ein, daran waren die Pädagogen natürlich sehr interessiert. Generell kommen zur Zeit ja viele Personen mit einem ethnologischen Hintergrund in anderen Fächern unter, vor allen Magisterstudenten.

Außerdem ist Wolfgang Habermeyer zu nennen, der als Lehrbeauftragter erfolgreich ist. Er arbeitet jetzt beim Fernsehen. Eigentlich war ja vorgesehen, dass er zu afrikanischer Philosophie habilitiert, doch wie ich später erfuhr, wurde das von einem der Gutachter mit der Begründung abgelehnt, dass es in Afrika ja keine Philosophie gäbe. Das ist wirklich ein Skandal! Zumal Habermeyer einer der besten Lehrenden in München ist; er kann begeistern und interessante Fragestellungen aufwerfen.

Auch möchte ich noch den Lehrbeauftragten Alexander Kellner nennen, der in etwa die Themenbereiche fortführt, die ich in Äthiopien begonnen habe. Er hat in seiner interessanten Dissertation³ beschrieben, wie sich die Mythen über die Sprache im Denken der Burji verankern. Nach dem Magister absolvierte er zusätzlich eine linguistische Ausbildung. Mit seiner Arbeit hat er eine ethnologische Richtung verfolgt, die meines Erachtens vielversprechend, aber auch äußerst aufwendig ist: Der Versuch, über die Sprache in das Denken des Gegenüber einzudringen und zu erkunden, wie sich etwa Werte herausbilden. Aber auch er war leider nur für einen Hungerlohn Lehrbeauftragter und ist inzwischen als wissenschaftlicher Mitarbeiter in Heidelberg tätig.

Markus Treiber hat im Bereich der Stadtethnologie in Eritrea gearbeitet und eine Mitarbeiterstelle bekommen. Das sind dann sehr positive Erlebnisse, die mich freuen. Auch an Annette Hornbacher ist zu denken, die während meiner Vertretung in Tübingen Veranstaltungen vom mir besuchte, lange Zeit mit mir zusammen in der AG Ethik der DGV arbeitete und später hier in München habilitierte.

Sind nach Ihrer Einschätzung momentan aktionsethnologische Impulse gegenwärtig?

Ja und nein. Vieles zielt in die Gegenrichtung, wie etwa die Frage: »Indigene?« – »Gibt es ja gar nicht!« oder: »Das ist

³ Alexander Kellner, Mit den Mythen denken. Die Mythen der Burji als Ausdrucksform ihres Habitus, LIT Verlag, Münster, 2007.

selbsternannte Tradition.« Auch wenn der Begriff Aktionsforschung heute nur noch selten auftaucht, ist nicht zu vergessen, dass viele etablierte Ethnologen mittlerweile ihr Gegenüber als Subjekt und nicht mehr als bloßes Forschungsobjekt ansehen. Das reicht von der Grassroot-Anthropology bis hin zu George Marcus und Paul Rabinow. Im Zusammenhang mit der Frage, was denn die deutsche Ethnologie sei, finde ich auch den nicht-institutionellen Sektor sehr wichtig. Also Leute, die sozusagen seitlich der akademischen Karriere Ethnologie weiter betreiben. Und dort ist die Aktionsforschung - im weiteren Sinne - durchaus en vogue.

Woran kann es liegen, dass viele talentierte Leute am akademischen Feld des Faches scheitern?

Es wird auf Dauer ein Ranking angefordert, wonach möglichst viele Leute promovieren oder ihren Magister machen müssen. Anschließend wird dann bewertet. Hinzu kommt, dass es quasi keinen Mittelbau mehr gibt. Was sollen die Leute da machen? Bilden wir sie aus, damit sie dann woanders hingehen, nach Amerika oder in andere Fachgebiete? Wenn ich bedenke, dass es beispielsweise Frau Hornbacher, die ich für eine der besten Nachwuchspersonen halte, sehr schwer hatte, nur weil sie zwischen der Ethnologie und der Philosophie steht. Doch genau diese Verbindung halte ich für wichtig! 2010 hat sie nun doch noch eine Professur in Heidelberg bekommen.

Wie sehen Sie den Einfluss des Bologna-Prozesses auf die Möglichkeiten des ethnologischen Denkens und Lehrens?

Das sehe ich sehr negativ. Letztlich verödet die Ethnologie dadurch – mit dem Bachelor können jetzt Fachfremde in unser Fach kommen, die vorher noch gar nicht mit der Ethnologie in Kontakt standen. Personen, die beispielsweise Kommunikationswissenschaften studiert haben und jetzt ihren Master in Visueller Anthropologie machen. Da bleibt die Ethnologie auf der Strecke. Auch rein formal betrachtet sehe ich keine Vorteile: Jedes Institut macht ja seine eigenen Bologna-Projekte, was das Gegenteil einer Vereinheitlichung darstellt. Ich bin heilfroh, mit diesen Veränderungen nichts mehr zu tun zu haben, denn das ist nicht nur der Tod der Ethnologie, sondern ganz allgemein der Geisteswissenschaften. Es wird versucht, mit angeblichen Anleihen aus Amerika und mit dem Blick auf die Naturwissenschaften, die geisteswissenschaftlichen Fächer auszutrocknen. Man kann in unserem Fach zwar noch immer etwas über die verschiedenen Regionen erfahren, doch eine Ethnologie ist das bald nicht mehr. Wo sollen jetzt beispielsweise Fragen der Macht oder der interkulturellen Ethik angesiedelt werden?